

## Kräfte der Zukunft

BENEDIKTUS HARDORP: **Arbeit und Kapital als schöpferische Kräfte. Einkommensbildung und Besteuerung als gesellschaftliches Teilungsverfahren**, Universitätsverlag Karlsruhe 2008, 214 Seiten, 28,50 EUR (kostenloser Download unter [http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/dbkit/uv/getUvkaDocument.php?vv\\_id=1000008461](http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/dbkit/uv/getUvkaDocument.php?vv_id=1000008461)).

Es gibt während des Studiums der Wirtschaftswissenschaft einige Propädeutika, deren Ende die Studenten meist mehr herbeisehnen als deren Anfang. Zu diesen Fächern gehören vor allem diejenigen, die zwar irgendwie wichtig und notwendig sind, bei denen es jede Menge zu wissen und zu lernen, aber letztlich nichts wirklich zu *erkennen* gibt. Die Seminare in den Fächern Rechnungswesen und Steuerrecht sind für diesen Status besonders verdächtig. Dass aber genau diese Bereiche nicht *per se* Erkenntnisresistenz in sich bergen, sondern im Gegenteil gerade auf eine bewusstseins- und erkenntnistypische Durchdringung angewiesen sind, um in ihrem sozialen Sinn verstanden und gestaltet zu werden, vermögen die hier versammelten Exzerpte aus dem Gesamtwerk Benediktus Hardorps mit wohlthuender Klarheit und Eindringlichkeit aufzuzeigen. All jene Bereiche und Fragen, die sonst oft geflissentlich als unbequem und lästig beiseite geschoben werden – z.B. Steuererhebung, Bilanzierung, Buchführung, Geldwesen, Einkommensbildung, Preisbildung, Rentenzuspruch, Unternehmensbewertung, Eigentumsverfassung – finden sich von Hardorp in seinem unverwechselbaren sprachlichen Stil: klar, unpräzise, ja teils auch kompromisslos, dem Lichte des Erkennens ausgesetzt. Insgesamt dreizehn »Manifestationen seines Denkens« sind hier in den Formen Aufsatz, Rede, Interview und Thesenpapier ausgewählt und werden von Götz W. Werner und Karl-Martin Dietz bzw. Wolfgang Eichhorn eingeleitet und zusammengefasst sowie am Ende mit einem beachtlichen Schriftenverzeichnis Hardorps abgerundet. Inoffiziell liegt damit die Festschrift zu Hardorps 80. Geburtstag vor, die 2008 zu

diesem Anlass im Universitätsverlag Karlsruhe erschien.

Eine differenzierte inhaltliche Würdigung der Themen und Thesen Hardorps ist an dieser Stelle weder möglich noch nötig, dennoch sollen ein paar grundlegende Gedanken vorgestellt werden, die zugleich »Appetit auf mehr« machen können. Dies soll anhand der Chronologie der zusammengestellten Texte erfolgen, die so editiert sind, dass sich die Gedanken Hardorps organisch über die einzelnen Beiträge hinweg entfalten.

Zu Beginn nimmt Hardorp bereits den Generalbass der gesamten Ausführungen vorweg, indem er die »Elemente einer sozialen Baukunst« hervorhebt, die als Herausforderungen an unternehmerisch Tätige – Menschen wie Menschengruppen – gestellt sind. Grundlegend sind diese Darstellungen deshalb, weil alle weiteren Texte von der Intention und Frage durchpulst werden, wie ein sozialer Rahmen geschaffen werden kann, der das initiative Ergreifen wirklichkeitsimmanenter Aufgaben begünstigt und fördert. Anfangen tut dies bei einer Reflexionskompetenz, deren Möglichkeit seit der epochemachenden »Erfindung« der doppelten Buchführung im 16. Jahrhundert durch den Franziskanerpater Luca Pacioli – einen Freund Leonardo da Vincis – als soziale Spiegelfunktion gegeben ist. Nicht nur, was geschäftlich vorgefallen ist, wird hierbei verbucht, sondern der Sozialzusammenhang des Geschehens wird in der sogenannten Gegenbuchung stets mit vermerkt.

Unter den Passivposten einer sich aus der doppelten Buchführung ergebenden Bilanz findet sich die Kapitalherkunft abgebildet – zwischen Fremd- und Eigenkapital wird dabei unterschieden. Diese Indizes zeigen an, woher die Mittel stammen, die das betriebliche Vermögen (Anlage- und Umlaufvermögen auf der Aktivseite der Bilanz) möglich gemacht haben. Während die Struktur des Fremdkapitals noch relativ einfach zu erfassen ist (im wesentlichen Kredite von Gläubigern, die an Erfolg und Sinn der Unternehmung »glauben«), zeigt sich das Eigenkapital zuerst als bloß abstrakt saldierte Restgröße in der ausgeglichenen Bilanz, ohne inhaltlich an Konturen zu gewinnen – es zeigt sich als

»eine Art Quasar in unserem Bewusstsein«. Damit offenbart es zugleich seine gegenüber den anderen Bilanzposten »über-sinnliche« (jenseits von Messen, Zählen und Wiegen zu erfassende) Qualität, die Hardorp als »unternehmerische Konfigurationskraft« deutet. Das Eigenkapital wird – hinter dem zahlenmäßigen Ausdruck – als Kennzeichen der unternehmerischen Konfigurationskraft beschrieben, die letztlich als Eigenkapital in der Bilanz »in Erscheinung tritt«.

Mit obiger Formulierung erledigt sich auch der verbreitete Gedanke, dass Geld bereits Kapital sei. Dies ist nicht so – wie Hardorp im Beitrag »Goethe und das Geld« anhand einiger Passagen aus *Faust II* luzide entwickelt. Man bedenke zudem: Mephistopheles war bei allen das Geld betreffenden Szenarien nie entfernt ...

Nach weiteren Überlegungen zur Einkommens- und Preisbildung und zur sozial notwendigen »Entkopplung von Arbeit und Einkommen als Weg zu selbstmotivierter Arbeit« erwarten den Leser einige Beiträge zum Steuerwesen, jenem Bereich, in dem Hardorp selbst als Steuerberater jahrzehntelang in eigener Kanzlei tätig war. Liest man hierzu seine Ausführungen, mag es geradezu erschüttern, wie basal unser Bewusstsein von elementaren Steuerzusammenhängen heute erst ausgebildet ist. Insofern ist es durchaus ein Bildungsauftrag, den Hardorp erfüllt, wenn er über historische Entwicklungen der Steuerpraxis berichtet, wenn er die Vorzüge einer Ausgaben- gegenüber einer Einnahmenbesteuerung darlegt, weil »jede Besteuerung der Kapitalbildung – in welcher Weise auch immer (Ertrags- oder Erbschaftssteuer) unsinnig [ist], wenn dadurch ein möglicher (geforderter) unternehmerischer Leistungsbeitrag und unternehmerische Initiativen gehindert oder unterdrückt werden«. Das ganze Dilemma werde heute zudem durch den »Kardinalfehler« verstärkt, »dass die Besteuerung zu stark an geldliche Zuflüsse – als nominales Zwischenäquivalent (»Depot«) für spätere faktische Gegenleistungen – anknüpft und die Geldform der Einkommensbildung (als solches Zwischenäquivalent) zu sehr in den Vordergrund schiebt«. Konstruktiv ist es, wie Hardorp dabei zum ei-

genen Durchdenken anzuregen vermag, bis zu den sich aus seinen steuerlichen Betrachtungen ergebenden sozialstaatlichen Konsequenzen: dem bedingungslosen Grundeinkommen für jeden Bürger.

Nach Finanzierungsaspekten des Grundeinkommens, die Hardorp systematisch beleuchtet, greift er abschließend noch eine weitere Debatte auf: Es geht um die Ermittlung des »Unternehmenswerts«, um die Eigentumsverfassung von Unternehmen und, konkreter, um die Frage, ob Unternehmen überhaupt handelbare Waren sein können, die man veräußert, wie man sein sonstiges Eigentum veräußern kann. Hier kommt Hardorp zu erstaunlichen Schlüssen – er spricht Unternehmen grundsätzlich den Warencharakter ab – und radikalen Konsequenzen: Er zeigt Rechtsformen auf, die die erwünschte Unverkäuflichkeit von Unternehmen garantieren.

Das in diesem Band Versammelte kann, zusammen betrachtet, wie eine Einladung oder Aufforderung gelesen werden, sich selbst einen klareren Zusammenhang in den makrosozialen Prozessen zu erarbeiten. Denn nur dann wird die individuelle Verantwortung zutage und zu Bewusstsein treten, die jeder direkt oder indirekt schon heute – ob er will oder nicht – wahrnimmt. Erst wenn dieses Wahrnehmen bewusst aus einer Erkenntnisbemühung entsteht, ist ein Gestaltungsraum aufgestoßen, der einen neuen und gewandelten Zugang zur sozialen Wirklichkeit entstehen lässt. Dazu zeigt Hardorp Kräfte auf, solche, die in der Gegenwart wirken und die, so sie denn ergriffen werden, Zukunft bilden können.

*Philip Kovčec*

## ...in Ewigkeit, Amen!

DIRK BAECKER (Hg.): **Kapitalismus als Religion**, Kulturverlag Kadmos, Berlin 2004 (2. Auflage), 314 Seiten, 22,50 EUR.

»Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, d.h. der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben. Der Nachweis dieser religiösen

Struktur des Kapitalismus, nicht nur, wie Weber meint, als eines religiös bedingten Gebildes, sondern als einer essentiell religiösen Erscheinung, würde heute noch auf den Abweg einer maßlosen Universalpolemik führen. Wir können das Netz in dem wir stehen nicht zuziehen. Später wird dies jedoch überblickt werden.«

Mit diesen Passagen beginnt eins der wohl bedeutendsten Hinterlassenschaften Walter Benjamins (1892-1940), nämlich sein um das Jahr 1921 konzipiertes und erst posthum veröffentlichtes Manuskript *Kapitalismus als Religion*, dem der hier vorgestellte, vom Soziologen Dirk Baecker herausgegebene Sammelband zugleich seinen Titel verdankt. Bereits die ersten Zeilen des kaum drei Buchseiten füllenden Fragments von Benjamin schlagen einen Ton an, der mehrfach nachdenklich stimmt: Ist es tatsächlich so, dass wir in kollektiver Gebetsbücke Tag für Tag einem kapitalistischen Gott unsere Opfergaben darbringen? Und versprechen wir uns von selbigem eine eschatologische Erlösungsoption, die ein Neues Jerusalem erschließt? Vor allem aber: Wie bewusst zelebrieren wir – sofern wir ihn zelebrieren – diesen Kultus?

In seiner Einleitung bringt Dirk Baecker – der neben Norbert Bolz, Christoph Deutschmann, Werner Hamacher, Anselm Haverkamp, Birger P. Priddat, William Rasch, Mikhail Ryklin, Joachim von Soosten, Uwe Steiner und Walter Benjamin (sein Fragment ist zu Beginn des Bandes abgedruckt) zu diesem Opus beisteuert – bereits eigene Gedanken dazu in Position: »Die Frage danach, ob der Kapitalismus als eine Religion zu verstehen sei, trifft gegenwärtig [anno 2003; Ph. K.] auf eine Situation, in der man kaum zögern wird, sie umstandslos zu bejahen. Seit die sozialistische Alternative nicht mehr verfügbar ist und damit die Form der Gesellschaft nicht mehr Gegenstand einer ideologisch begründeten politischen Entscheidung ist, glaubt diese Gesellschaft an den Kapitalismus. Sie glaubt, dass er ihr Schicksal ist. Und sie glaubt, dass er die einzige Chance ist, ihr Schicksal zu gestalten. Die Gesellschaft fühlt sich im Kapitalismus zu Hause, wie sie sich früher mit jenen Geistern und Göttern zu Hause fühlte, die man zwar anrufen, zu denen man beten und

denen man opfern konnte, deren Launen und Ratschluss jedoch trotz allem überraschend und letztlich unerforschlich blieben«. Baecker bejaht Benjamins These somit zunächst – um diese Zustimmung aber später bereits wieder zu revidieren. Es wird damit früh klar: Der zu erörternde Sachverhalt verträgt keine vielleicht insgeheim erhoffte und beruhigend eindeutige Ja-Nein-Antwort.

Trotzdem ist natürlich nach Indizien zu fahnden, die der benjaminschen These eher beipflichten oder sie als voreiligen Kurzschluss zurückweisen können. Dafür ist es zuvorderst vonnöten, die enigmatischen Verweise zu dechiffrieren, die Benjamin über seinen Text vielfältig verstreut hat: Kapitalismus, Religion, Kultus, Dogma, Schuld, Sünde, Sühne, Heilung, Gott, Heidentum, Geld, Banknoten – all dies sind begriffliche Multifunktionswerkzeuge, deren genauer Gebrauch im hiesigen Kontext in unterschiedlichen Beiträgen untersucht wird. Zugleich arbeiten die Autoren – und das ist gerade gut so! – nicht nur textkritisch-deskriptiv. Denn auch jenseits der benjaminschen Lektüre finden sich philosophische, historische, theologische, ökonomische und soziologische Überlegungen zu Erscheinungsformen religiöser Topoi im gegenwärtig laborierenden Finanzkapitalismus, die einen eigenen Zugang zur These: »Kapitalismus als Religion« offerieren.

Zum Verständnis einzelner Beiträge sind bisweilen einige Hürden akademischer Konversationsattitüde zu überwinden, was jedoch keinen Interessierten vom Lesen abhalten sollte. Denn, wie die Zeitschrift *Literaturen* treffend zu diesem Band, der geschwind eine zweite Auflage erreichen konnte, vermerkt: »Sammelbände sind meist eine mühsame Lektüre. Hier aber liegt ein fabelhaftes und spannendes Exemplar dieser Spezies vor«.

Schließlich noch ein eigener Gedanke zur erwähnten benjaminschen Formel: Während der Zugang zu religiösen Fragestellungen heute weitestgehend säkularisiert ist und wir wissenschaftlich längst jenseits der historischen Aufklärungsepoche sowie juristisch-politisch in einer demokratisch verfassten Staatskultur leben, hat das Okular der Aufklärung den ökonomischen

mischen Bereich bis jetzt kaum unter seine Linse bekommen: Das Bewusstsein von den Wirkungsweisen dieses Sektors geht über bloßes Vermuten, Vertrauen, Glauben, Hoffen, Beten selten hinaus. Es wird dabei zudem eine oft nicht greifbare Allmacht und Ohnmacht gespürt und einhergehend damit ein Flehen für das individuelle Glück zelebriert, teils gewinnbringend, teils nicht. In der Wirtschaftswissenschaft wird dieser unfassbar-allmächtige Gott meist mathematisch zu bändigen versucht, wobei »Launen und Ratschluss trotz allem überraschend und letztlich unerforschlich blieben« (Baecker).

Allerdings: Der in diesen ökonomischen Gefilden beheimatete Gott schweigt, trotz flehender Anrufe, weiterhin eisern, »aber er ist nicht tot, er ist ins Menschenschicksal einbezogen« (Benjamin). Dieses göttliche Einbezogen-Sein könnte Appell und Ermutigung zugleich sein, das Licht der Aufklärung endlich auch auf den ökonomischen Bereich scheinen zu lassen, sodass sich der Mensch hier Kraft seiner Vernunft, seines Denkens, als sozialer Kreator, als »ins Menschenschicksal einbezogen« und dem Menschenschicksal überantworteter Schöpfer selbst erkennen kann – dabei zugleich mancherlei Denkgötzen eigenhändig vom Thron stoßend. Klingt das zu pathetisch? Und wenn schon! Zu jenem genannten Akt der Befreiung können meines Erachtens sowohl Benjamin als auch der hiesige Sammelband etwas beitragen, und das ist – wie gerade permanent beobachtet werden kann – auch bitter nötig. Um also mit Kant bzw. Horaz zu reden: *sapere aude!*

*Philip Kovce*

## Der Mensch und sein Hirn

ADRIAN HOLDEREGGER, BEAT SITTER-LIVER, CHRISTIAN W. HESS & GÜNTER RAGER: **Hirnforschung und Menschenbild.** Beiträge zur interdisziplinären Verständigung, Academic Press Fribourg und Schwabe AG, Basel 2007, 475 Seiten, 39 EUR.

Der von einem Schweizer Forscherteam herausgegebene Band zum Thema »Hirnforschung und Menschenbild« bietet eine breite Sammlung von Beiträgen zur Frage nach Bewusstsein, Freiheit

und der Stellung des Menschen innerhalb der Natur. Es handelt sich um Nachschriften eines Symposiums zum gleichnamigen Thema, das im Oktober 2006 an der Universität Freiburg/Schweiz stattfand. Die insgesamt 26 Beiträge verschiedenster Autoren geben einen Einblick in den aktuellen Stand der Forschung und berücksichtigen dabei psychologische, physiologische, ethische und philosophische Dimensionen. Der Band gliedert sich in vier Abschnitte: I. Anspruch, Möglichkeiten und Grenzen des neurowissenschaftlichen Naturalismus; II. Bewusstsein – Selbst – Person; III. Freiheit; IV. Therapiemöglichkeiten auf der Basis neurowissenschaftlicher Entdeckungen.

Im ersten Teil findet sich ein kritischer Blick auf die Ansätze und Interpretationen des gängigen Neuroreduktionismus, der geistig-seelische Phänomene auf neuronale Prozesse herunterbricht. Im einleitenden Beitrag nimmt Rainer Mausfeld, Psychologieprofessor aus Kiel, das Beispiel des Bewusstseins – um welches sich letzten Endes der gesamte Band dreht – und fragt, wie ein psychisches Phänomen überhaupt durch physiologische Mittel zum Ausdruck kommen oder messbar gemacht werden kann: »In welcher Weise können physikalische Prozesse überhaupt Bewusstseinszustände hervorbringen? Das ... lässt sich derzeit nicht beantworten. Wir haben nicht einmal den Schimmer einer Idee, wie eine Antwort aussehen könnte«. (S. 29) Er vergleicht den menschlichen Geist bildhaft mit einem Orchester, dessen einzelne Instrumente in ihrem Zusammenspiel das ausdrücken, was unser Geist hervorbringt. Unserem Erleben sei nur der Zusammenklang dieses Orchesters, nicht der Beitrag der einzelnen Instrumente zugänglich.

Gottfried Seebass, Professor für Praktische Philosophie in Konstanz, wundert sich in seinem Beitrag darüber, wie manche Forscher das phänomenale Erleben des Bewusstseins leugnen und als Artefakt der Nervenaktivität interpretieren wollen. Er denkt laut über die absurde Entwicklung nach, dass Leute bald wohl nicht mehr sagen werden, dass jemand »gerade den Wunsch nach einem Kaffee verspürt, sondern nur noch, dass er in einer bestimmten »indi-

rekt-Kaffee-relevanten Weise« feuert«. Seebass unterstreicht, dass »jeder normal entwickelte, vernunftbegabte Mensch ... sich tagtäglich von der Realität seiner Bewusstseinsleistungen überzeugen kann«. Diejenigen, die versuchen, bewusstes Erleben durch physiologische Prozesse zu erklären, weist er darauf hin, dass »kein relevantes Experiment zur Ermittlung psycho-physischer Korrelation ... ohne den Rekurs auf die subjektiven Bewusstseinsstatsachen und die Berichte aus[kommt], die die Versuchspersonen von ihnen geben. ... Schon der erste Schritt zur Physikalisierung des Bewusstseins [ist] ein theoretischer Wunschtraum«. (S. 63)

Der Tierphysiologe Martin Korte schreibt über die neurobiologischen Grundlagen des Bewusstseins und untersucht die evolutionären Zusammenhänge für die Entwicklung von Selbstbewusstsein: »Die Zunahme der Großhirnrinde im Vergleich zu anderen Hirnstrukturen ist ... wohl einer der entscheidenden Schritte für die hohe kognitive Kompetenz des Menschen, und diese wiederum scheint in jedem Fall eine Mindestvoraussetzung von Selbstbewusstsein zu sein. Wie also hat sich das menschliche Gehirn im Laufe der Evolution entwickelt, sodass es seine heutige spezifische Gestalt bekam? Ein wichtiger Grund scheint das Klima gewesen zu sein. Im Falle der menschlichen Gehirnevolution sind es vor allem mehrfach abwechselnde Eiszeiten.« (S. 167). Wie es allerdings zu einem so spezifisch menschlichen Phänomenen wie Bewusstsein kommt, dazu sagt schließlich auch Korte nichts und stellt stattdessen fest, »dass an einem bestimmten Punkt der Evolution nicht nur die kognitiven Fähigkeiten der Großhirnrinde durch die größere Rechenkapazität vermehrt wurden, sondern dass ganz neue Funktionen hinzugekommen sind, deren Entstehung man sich durch Emergenz erklärt.« (S. 168)

Seinen Beitrag »Der Wille als Artefakt« beginnt Wolfgang Prinz, Direktor am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig, mit der Feststellung: »Vom freien Willen zu reden ist ähnlich wie über das Einhorn zu reden: Man spricht dabei über Dinge, die es von Natur aus gar nicht gibt.« (S. 279) Prinz stellt dar, wie seiner Ansicht nach das menschliche

Selbst nur insofern existiere, als wir uns durch soziale Konvention darauf einlassen es anzuerkennen: »Subjektivität ist von Menschen für Menschen gemacht. ... Subjekte sind diese Individuen dann in genau dem gleichen Sinne, in dem Joseph Ratzinger Papst ist: durch Anerkennung durch andere. ... Geld ist Geld, weil wir es dafür halten. Frau Merkel ist Bundeskanzlerin, weil wir sie dafür halten. Und in der gleichen Weise sind Subjekte Subjekte, weil sie sich dafür halten. Wie jede andere soziale Institution ist das mentale Ich keineswegs fiktiv, sondern durchaus real – real als Artefakt.« (S. 287ff)

In einem erhellenden Beitrag weist Professor Daniel Hell von der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich darauf hin, dass die Art und Weise, wie wir auf den Menschen schauen und seine Eigenschaften, Fähigkeiten und Krankheiten betrachten, nicht ohne Einfluss bleibt für das Selbstverständnis des Menschen überhaupt. »Die Mythologisierung des Gehirns ist nicht ohne Konsequenzen für die Entwicklung psychischer Probleme in der Moderne. Wenn Menschen in ihrem Leben durch existentielle oder soziale Not an eine Grenze stoßen, stellen sie häufig die Frage: Wer bin ich? ... Stehen ihnen in dieser Situation nur objektivierende (wie neurowissenschaftliche) Sichtweisen zur Verfügung, laufen sie Gefahr, nicht auf ihr eigenes Empfinden und Fühlen zu achten, sondern das, was sie bewusst erleben, zugunsten naturalistischer Anschauungen zu eliminieren. Dieser Eliminationsprozess hat aber an seinem Ende zur Folge, dass mögliche Antworten auf eine Lebenssituation nicht mehr gefunden werden, weil den leib-seelischen Botschaften nicht vertraut wird. Auf Praktische Lebensfragen lässt sich aber oft keine naturwissenschaftliche Antwort finden.« (S. 374) Hell beschreibt dann an einem Fallbeispiel, wie ein junger Erwachsener unter Bauchbeschwerden litt, die vor allem in Belastungssituationen auftraten. Nachdem sich für seine verschiedenen Erklärungsansätze (innere Organschädigung; Störung im zentralen Nervensystem) keine klinischen Anhaltspunkte finden ließen, nahm er schließlich »in depressiver Erschöpfung ... eine psychiatrische Abklärung und Behandlung an«.

(S. 375) Erst nach und nach erkannte er den Zusammenhang seiner Bauchbeschwerden zu seelischen Vorgängen, veranlasst durch frühere Prüfungssituationen: »Es erwies sich, dass die zeitweise Fehlbeurteilung der Beschwerden ... mit einer Art ›Sehschwäche‹ für das Leib-Seelische zu tun hatte. Stark rational orientiert und einer dinghaften Sachlichkeit verpflichtet, konnte er sich sein unangenehmes Empfinden nur als Symptom einer körperlichen Störung, nicht aber als Hinweis auf seine Lebenssituation – gleichsam als ›ungutes Gefühl im Bauch‹ – vorstellen.« Daran eben tragen die Sichtweisen zeitgenössischer Forscher ihre Mitschuld, die nur physische Erklärungsmuster gelten lassen und Störungen ausschließlich auf physiologischer Ebene betrachtet wissen wollen. Wenn man aber eine solche Sichtweise verfolgt, berücksichtigt man nur Folgen, nicht Ursachen, und der Mensch gibt letztlich die Verantwortung für seine eigene Gesundheit aus der Hand. Man kann dankbar dafür sein, dass in diesem Beitrag von einer rein äußerlichen Betrachtung abgeraten und vielmehr darauf hingewiesen wird, dass der Mensch letztlich sich selbst befragen und sein eigenes Erleben zu Rate ziehen muss: »Das Ich-Bewusstsein, das den Menschen auszeichnet, ist durch objektivierende Ansätze allein nicht erklärbar. Es setzt die Innenperspektive als ›Erfahrung aus erster Hand‹ voraus. Sonst würden wir über etwas reden, das wir nicht kennen. Konsequenterweise gilt es in Lehre und Forschung nicht nur das zu fördern, was von außen sichtbar und messbar zu machen ist, sondern ebenso das, was Bewusstsein auch meint: bewusstes, achtsames Erleben.« (S. 375)

Zahlreiche weitere Beiträge ergänzen die Palette von Themen und Diskussionspunkten und geben einen breiten Überblick über den kontroversen Stand der Forschung. Der Leser wird gut beraten sein, eine Lösung der zentralen Fragen nicht zu erwarten – das ist allerdings auch gar nicht die Absicht des Buches, das sich primär als Beitrag »zur interdisziplinären Verständigung« versteht. Wollte man über ein solches Ziel hinaus, müsste man die oft latent mitschwingende Haltung aufgeben, dass etwas

Geistiges aus Materie entstehen könne. Stattdessen müsste man erkennen, dass vielmehr das Physische – in diesem Falle der menschliche Körper – eine Aussprachemöglichkeit des Geistigen ist, wie wir es ja selbst einsehen können: Zum Beispiel immer dann, wenn die Art und Weise, wie wir über ein Phänomen denken (= ein geistiger Prozess) die Art beeinflusst, wie wir dieses Phänomen wahrnehmen, mit ihm umgehen und in der Folge schließlich reagieren und also das *Körperliche* in Bewegung setzen (= ein physischer Prozess).

Ulrich Weger

## Westliche Sichtweise

THOMAS ROTH: **Russland. Das wahre Gesicht einer Weltmacht**, Piper Verlag, München 2008, 320 Seiten, 19,90 EUR.

ARD-Nachrichten-Zuschauern wird Thomas Roth als ARD-Korrespondent in Erinnerung sein, wie er seit Beginn der 90er Jahre über die wechselvolle Ära des »Systems« Boris Jelzin und seit 2007 über die Restaurationsphase des »Systems« Putin berichtete. Für an Russland Interessierte unvergessen ist aber auch der mittelgroße Skandal um das gekürzte, andere sagen zensierte Interview mit Putin anlässlich des Georgien-Krieges im August 2008, in dem dieser Georgien und die USA als für den Krieg alleine verantwortlich zeichnete. Pünktlich zum mit dem Russland-Georgien-Krieg wieder einmal hoch schwappenden Russland-Boom auf dem Buchmarkt rekapituliert Thomas Roth in kritischer Distanz den Aufstieg Russlands zur »Weltmacht am Scheideweg« zwischen demokratischer Westanbindung und antiwestlich autokratischer Verhärtung. Auch wenn sämtliche vorliegenden wirtschaftlichen und militärischen Daten die Rede von einer »Weltmacht« Russland gegenstandslos machen – es handelt sich bei Russland lediglich um eine territorial überdehnte, brüchige und anfällige Regionalmacht –, so bietet Thomas Roths locker erzählter Einblick in die maßgeblichen Geschehnisse der letzten zwanzig Jahre in Russland dennoch ein facettenreiches Bild. Möglich macht das unter anderem die Begehung sämtlicher relevanter

geographischer Zonen Russlands einschließlich zahlreicher vor Ort geführter Gespräche mit Menschen aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen, die der Autor immer wieder in seine Bewertungen und Einschätzungen einfließen lässt.

Russland war in den letzten zwanzig Jahren enormen Veränderungen ausgesetzt. Es stand nach der Auflösung der Sowjetunion vor der kritischen Situation möglicher bürgerkriegsähnlicher Zustände, wie sie den Balkan im Verlauf der Abwicklung Jugoslawiens heimsuchten. Wenn man die »Autokratisierung« Russlands immer wieder anmahnt, so könnte man umgekehrt mit ebensolcher Berechtigung auf das Wunder aufmerksam machen, dass der Übergang von der Sowjetunion zu Russland und den neuen Staaten aus der sowjetischen Konkursmasse friedlich verlief, dass zudem Russlands Territorium nicht in die chaotische Vielfalt eines ethnisch motivierten staatlichen Flickenteppichs erodierte und dass die russischen Eliten den Verlust ehemaliger imperialer Macht doch insgesamt recht gelassen hinnahmen.

Die Kriegsereignisse in Georgien und Südossetien im August 2008 haben deutlich gezeigt, wie labil die Situation im nahen Ausland Russlands ist. Thomas Roth differenziert in seinen Wertungen zwischen eigen verschuldeten innenpolitischen Missständen und außenpolitischen Zwangslagen, in die Russland hineingeriet. Diese Unterscheidung in der Urteilsfindung ist durchaus nachvollziehbar. Dennoch unterstellt der Autor Russlands Politik immer wieder »listige« Argumentationstricks gegen westliche Vorwürfe, so in etwa bezüglich des Tschetschenienkrieges, die er dem Westen bzw. der USA im Umkehrschluss nicht zutraut. So gesehen ist das Buch immer wieder von einer dezidiert westlichen Sichtweise getragen. Das tut aber seiner Lektüre keinen Abbruch.

*Gerd Weidenhausen*

## Das Lachen des Jokers

WOLFGANG ULLRICH: **Gesucht: Kunst! Phantombild eines Jokers**, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2007, 298 Seiten, EUR 14,90.

Na endlich! – möchte man ausrufen, hat es doch einer unternommen, eine sachlich fundierte Kritik der modernen Kunst mit ihren so schillernden Facetten vorzunehmen. Das »Lachen des Jokers«, wie es im Vorwort zur Sprache kommt, und dessen Phantombild Wolfgang Ullrich durch die verschiedensten Erlebnisplattformen von Kunst verfolgt, gerinnt im Schlusskapitel zur höhnischen Fratze eines hungrigen Wesens mit gefletschten Zähnen: »Wer genügend Geld einsetzt, kann somit aus allem Kunst, aus allem eine Provokation, aus allem ein Rätsel, aus allem einen Joker machen. Daher bringt die Behauptung, alles könne heutzutage Kunst sein, eine plutokratische [Plutokratie: Geldherrschaft, Herrschaft der Reichen, d. Verf.] Logik zum Ausdruck. Und gerade deshalb ist auch zu bezweifeln, ob die Kunst als Joker und Innovationsereignis, als Ort der Überraschungen und des Unvorhergesehenen ein Ort seliger Freiheit ist. Eröffnet sie nur unvorhergesehene Räume für die Phantasie – oder ist sie nicht vielmehr auch bodenlos und willkürlich? Klingt das Lachen des Jokers nicht sogar höhnisch? Und verraten die gefletschten Zähne nicht seinen Hunger?«

Die ganze aktuelle Bandbreite kritischer Fragen zur modernen Gegenwart wird von Ullrich aus dem Phänomen heraus entwickelt. Das allein verdient schon besondere Anerkennung, weil es gerade diesbezüglich in der Kritik der Gegenwartskunst mangelt. Der Autor verbindet zwei scheinbar so gegensätzliche Bereiche wie Kunstwissenschaft und Medientheorie in souveräner Weise miteinander.

Die in sechzehn Kapiteln behandelten Themen sind geistvoll und spannend geschrieben. Einige Beispiele: »Wann sieht etwas nach Kunst aus? Wie autonom ist die Autonomie? Unsterblich, unausdeutbar, unbezahlbar: die Un-Tugenden der Kunst. Hat, kennt, braucht die Kunst Standards? ›Disziplin des Genies‹ – Für eine Kunst, über die sich debattieren lässt. ›Erwin anru-

fen« – oder: Wie wird künstlerische Kreativität (mit)geteilt? ›Und das soll Kunst sein?« – Der Streit als Merkmal und Legitimation moderner Kunst. ›Ein bisschen dumm« – Die Rollen des Kunstrezipienten. Wie altert Kunst? Was ist Nicht-Kunst?« Weil die Themen im Für und Wider ihrer Gegensätzlichkeit dargestellt werden, rufen sie den Leser zur eigenen Urteilsbildung auf. Das ist viel mehr, als man gewöhnlich an Kunstkritiken zu lesen bekommt, weil darin kaum noch etwas in Frage gestellt wird, weil eben alles Kunst ist und sich eine Kritik scheinbar erübrigt. Die gegenüber der Lobby von Sammlern, Galeristen, Kritikern und Künstlern oft erhobene Kritik: »Und das soll Kunst sein?« wird enttarnt als die »Fang-Frage«, durch welche die scharfe Grenze zwischen Uneingeweihten und Eingeweihten gezogen wird. Wer so fragt, disqualifiziert sich in den Augen der eingeweihten Insider sofort als ungebildeter Outsider, weil es ihm angeblich an Bildung mangelt, die ihn befähigt, die höhere Weihen einer Pseudo-Kunstreligion zu empfangen. Resultat: Der Graben zwischen Laien und Eingeweihten wird immer größer und fast unüberbrückbar. Was der Autor über diese arrogante Haltung zu sagen hat, ist so treffend, weil es den Kern der Kritik im Ganzen berührt, nämlich die Frage: Für wen und für was der moderne Künstler und der Kunstmarkt eigentlich arbeitet und funktioniert – für den Markt, für den Sammler, für dubiose Spekulanten und Geldanleger, für gemeinschaftliche und für individuelle Bedürfnisse? Fragen über Fragen. Es ist nicht die Aufgabe eines Kritikers wie Wolfgang Ullrich, Anregungen oder neue Impulse zu geben oder gar Therapien für den schwerkranken Patienten namens Kunst zu entwickeln. Aber man müsste das Thema: »Gesucht: Kunst!« wohl erweitern durch »Gesucht: der Mensch!« und »Der Mensch in der Kunst« und »Die Kunst im Menschen« – und zwar in der wechselseitigen sinnlich-übersinnlichen Beziehung. Die Notwendigkeit für eine solche erweiterte Fragestellung von Seiten des einzelnen Künstlers wie auch der Gemeinschaft würde sowohl Verweigerungen gegenüber derzeitigen Kunstmarkt-Strategien betreffen, wie auch den Mut zu

Initiativen neuer sozialer Modelle und Formen herausfordern. – Im diesjährigen Schillerjahr darf wohl daran erinnert werden, dass der Dichter der Meinung war, dass zu allen Zeiten, in denen die Kunst fiel, sie durch die Künstler gefallen ist. Das darf angesichts der Spurensuche nach dem Phantombild des Jokers namens »Moderne Kunst« ergänzt und erweitert werden durch das katastrophale Versagen der Kunstkritik. Wolfgang Ullrichs bildet in dieser dramatischen Krise der modernen Kunst einen positiven Beitrag und Ansatz. *Heinz Georg Häußler*

## Staatlich gedeckter Terror

DANIELE GANSER: **NATO Geheimarmeen in Europa. Inszenierter Terror und verdeckte Kriegsführung**, Orell Füssli Verlag, Zürich 2008, 445 Seiten, 29,80 EUR.

Das 2008 auf Deutsch erschienene, aus einer Doktorarbeit hervorgegangene Werk des jungen Schweizer Historikers Daniele Ganser ist so lesenswert und erschütternd wie die darin untersuchten Sachverhalte auf den ersten Blick unglaublich sind, auf den zweiten jedoch fast folgerichtig erscheinen, bedenkt man, auf welchem Nährboden sie Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden. Es geht um sogenannte Stay-behind-Organisationen, geheime militärische Einheiten, ja ganze Armeen im Rahmen der NATO, die in den meisten Ländern Mittel- und Westeuropas nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebaut wurden und bis zum Zeitpunkt ihrer umfangreichen Entdeckung Anfang der 90er Jahre im Einsatz waren.

In den gewalttätigen Aktionen Hitlers und der NSDAP gegen Kommunisten und Sozialdemokraten sowie ganz allgemein gegen politische Gegner nach dem selbst inszenierten Brand des Reichstags Anfang 1933, der den Kommunisten angelastet wurde, findet sich eine Art gespensische Blaupause für Denken und Vorgehen der geheimen militärischen Organisationen, die auf Betreiben des amerikanischen und britischen Auslandsgeheimdienstes gegründet wurden. Nach den traumatischen Erfahrungen vieler europäischer Länder mit dem deutschen Ein-



marsch, der Besetzung und dem Leben in Anpassung oder Widerstand, durfte, so die Empfindung der Betroffenen, Vergleichbares nicht mehr geschehen. Der potentielle Gegner, dem man für die Zukunft Entsprechendes zutraute, war nun nicht mehr das besiegte Nazi-Deutschland, sondern die Sowjetunion und mit ihr der zunächst fast überall in Europa erstarkende Kommunismus. Dieses auf westlicher Seite gehegte Motiv für den systematischen Aufbau von schlagkräftigen und modern ausgerüsteten militärischen Netzwerken, deren Einheiten bei einer sowjetischen Invasion hinter den feindlichen Linien zurückbleiben und dort ihre destabilisierende Wirkung ausüben sollten, zieht scheinbar nur die Konsequenzen aus den eben erst gemachten Erfahrungen. Was geschieht jedoch in Wirklichkeit?

Die soeben erst entstandenen geheimen Organisationen, die ihre Angehörigen aus strikt antikommunistisch eingestellten Kreisen rekrutieren, entwickeln sich in den meisten Fällen zu Instrumenten des Terrors und politisch motivierter Verbrechen. Sie selbst und von ihnen instrumentalisierte gewaltbereite Individuen der äußersten Rechten begehen unerkannt Morde und Attentate an der eigenen Bevölkerung, verwickeln sich in alle Arten schwerer Verbrechen, verrichten Anschläge und Massaker und legen dies alles kurzerhand denen zur Last, vor denen zu schützen sie vorgeblich angetreten sind. Dies in groben und knappen Zügen das grundlegende Muster.

Der weitaus größte Teil des Buches behandelt, soweit überhaupt bis heute zugänglich und bekannt, Entstehungsgeschichte und Aktivitäten der Stay-behinds in Ländern von England über Spanien, Portugal, Italien, von Frankreich, den Benelux-Staaten, über Griechenland und die Türkei bis hin zu Dänemark und Norwegen. Das deutsche Kapitel spielt dabei eine besonders makabre Rolle. Hier nämlich werden ehemalige SS-Angehörige und gesuchte Nazigrößen wie Klaus Barbie und Hitlers Spionage-Chef Reinhardt Gehlen von amerikanischer Seite gedeckt und beim Aufbau der entsprechenden deutschen Organisationen eingesetzt. Die einzelnen Kapitel lesen sich zumeist wie Zusammenfas-

sungen der Geschichte organisierter Kriminalität mit faschistoidem Hintergrund und der Aktivitäten moralisch völlig verkommener Killerkommandos, die vor nichts zurückschrecken. Dabei werden selbstverständlich alle Darstellungen ausführlich mit Quellenmaterial belegt. Man kann bei der Lektüre dieses in vierjähriger Forschungsarbeit entstandenen Werkes den Eindruck gewinnen, große Teile der europäischen Nachkriegsgeschichte müssten umgeschrieben werden. Angesichts offizieller Verlautbarungen über Terroranschläge, Staatsstreiche, politische Morde und Verbrechen im Europa von 1945 bis 1990 ein Werk höchst notwendiger Aufklärung, dem jeder politisch interessierte Zeitgenosse viel verdanken wird.

*Nothart Rohlf*s

## Emotionsphilosophie

CHRISTOPH DEMMERLING, HILGE LANDWEER: **Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn**, Metzler Verlag, Stuttgart/Weimar 2007, 338 Seiten, 29,95 EUR.

HILGE LANDWEER (Hg.): **Gefühle – Struktur und Funktion**, Akademie Verlag, Berlin 2007, 263 Seiten, 49,80 EUR.

HILGE LANDWEER, URSULA RENZ (Hg.): **Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein**, Walter de Gruyter Verlag, Berlin/New York 2008, 712 Seiten, 98 EUR.

Seit geraumer Zeit ist das menschliche Gefühlsleben Gegenstand verschiedener Forschungsdisziplinen. Nicht nur Psychologie, Neurologie und Soziologie beschäftigen sich mit ihm, sondern auch die Philosophie. Und das ist gut so! Denn gerade die philosophischen Untersuchungen werden häufig der Differenziertheit, Komplexität und der Erste-Person-Perspektive der spezifisch menschlichen Gefühlserlebnisse mehr gerecht als die anderen Wissenschaften, die diese oft noch stärker auf ihrem methodischen und theoretischen Prokrustesbett zurechtschneiden. Meistens haben Philosophen auch mehr Bewusstsein für die Geschichte und für die Einbettung der Emotionstheorien in die mehr umfassende Anschauung des Menschen, die ihnen zugrunde liegt.

Aber selbstverständlich sind die philosophischen Ansätze nicht weniger vielfältig als die Gefühlslandschaft bunt und die Anschauung des Menschenwesens in der Geschichte und in der Gegenwart kontrovers sind. Und so entfaltet sich eine einschlägige Literatur, die kaum noch zu überblicken ist. Aber wer sich für diesen Themenbereich interessiert, kann sich jetzt über mehrere Veröffentlichungen aus dem Kreis um die Berliner Professorin Hilge Landweer freuen. Sie haben unterschiedliche Ansätze, haben aber alle den Vorteil, dass sie sich nicht nur einer Theorie verschreiben, dass sie die wichtigsten Gesichtspunkte zu Wort kommen lassen und somit eine Orientierung in dem Feld überhaupt erleichtern. Ihr eigenes Philosophieverständnis »weiß sich der Tradition der Phänomenologie ebenso verpflichtet wie dem ›Geist‹ der Philosophie Wittgensteins«.

Ein erstes Buch, das 2007 erschien, hatte sich die Beschreibung von einzelnen Gefühlen, *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn* (Achtung und Anerkennung, Angst, Ekel, Glück und Freude, Liebe, Mitgefühle, Neid und Eifersucht, Scham und Schuldgefühl, Stolz, Traurigkeit und Melancholie, Zorn und andere Aggressionsafekte) vorgenommen, um so eine »Übersicht über das Gebiet der affektiven Phänomene zu gewinnen und zur Formulierung einer ›Grammatik der Gefühle‹ zu gelangen«. Dem geht ein Kapitel voran, das in die Ansätze, Probleme und Perspektiven der Gefühlsphilosophie der letzten Jahrzehnte einleitet. Wer dann z.B. das Kapitel über Angst aufschlägt, findet dort Betrachtungen über Leiblichkeit und intentionalen Gehalt der Angst, über den Unterschied zwischen »gesunder« und »krankhafter« Angst und zwischen Furcht und Angst, über verwandte Phänomene wie Schreck, Grauen und Panik und über Angst und Hoffnung. Dabei werden Stimmen aus der Geschichte zitiert wie Aristoteles, Thomas von Aquin, Descartes und Spinoza, Schelling, Kierkegaard und Heidegger, aber auch Hermann Schmitz. Und selbstverständlich bekommt man weiterführende Literaturtips.

Eine andere Sache ist die Suche nach einer allgemeinen Theorie der Gefühle, die auch die Frage nach ihrer Funktion beantworten und eine Öff-

nung der philosophischen Diskussion hin zu anderen Disziplinen schaffen kann. Noch im selben Jahr erschien der Versuch eines Resümees der heutigen Debatten und einer Bündelung der strittigen Fragen: *Gefühle – Struktur und Funktion*. Nach einer Einleitung über Struktur und Funktion der Gefühle folgen vier Teile mit jeweils zwei, meistens drei Aufsätze: über die Grenzen des Kognitivismus, über Fühlen und Weltbezug, die Intersubjektivität der Gefühle, und über Gefühle und Moral. Elf Autoren aus sehr unterschiedlichen philosophischen Schul- und gar Fachzusammenhängen beherzigen in ihren Originalbeiträgen ein gemeinsames methodisches Prinzip: »Ihre Arbeiten sind stets auch an konkreten Phänomenen orientiert« und »fühlen sich einer Philosophie- bzw. Theorie-Auffassung verpflichtet, wonach die Theorie auf die Lebenspraxis bezogen sein muss«. Vieldiskutierte Bezugsautoren sind Martha Nussbaum, Peter Goldie und Hermann Schmitz.

2008 erschien dann ein dicker Band *Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein*, der in mehr als dreißig Darstellungen durch verschiedene Autoren einen Überblick über die wichtigsten Etappen der Geschichte der philosophischen Emotionstheorien gibt: von der griechischen Antike über christliche Denker des Mittelalters und Philosophen der Neuzeit bis weit in das zwanzigste Jahrhundert. Wie die Herausgeber zu recht sagen: das ist »keine bloße Traditionspflege«; »die Auseinandersetzung mit klassischen Emotionstheorien ... stellt wesentliche Hintergründe und Herausforderungen für die gegenwärtige philosophische Auseinandersetzung mit menschlichen Emotionen bereit. Ein historisch geschulter Blick sieht leichter hinter die Kulissen konzeptueller Kämpfe, er erkennt die praktischen Implikationen bestimmter emotionstheoretischer Weichenstellungen schneller und weiß eher um theoretische Untiefen und Abgründe bestimmter Auffassungen«. – Einige Beispiele: Das Kant-Kapitel steht unter der Überschrift: »Vernunftgewirkte Gefühle«, Schopenhauer betrachtet Emotionen als Willensphänomene. Bei Wittgenstein geht es um das Sprachspiel der Emotionen, dessen Darstellung der Entwicklung seines Denkens folgt

usw. Wer bemerkt, dass ihm Grundlagen für ein tieferes Verständnis fehlen, kann sich in der Literaturliste Weiterführendes aussuchen.

*Rudy Vandercruysse*

## Längst überfällig

MICHAEL BRATER, CHRISTIANE HEMMER-SCHANZE, ALBERT SCHMELZER: **Interkulturelle Waldorfschule. Evaluation zur schulischen Integration von Migrantenkindern**, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, 225 Seiten, 29,90 EUR.

Es wird immer wieder mit einem gewissen Stolz betont, dass Rudolf Steiner die erste Waldorfschule primär für die Kinder von Fabrikarbeitern begründet hat, als exemplarisches Vorhaben im Rahmen einer umfassenden sozialen Reform-Initiative. Die Begründung dafür hat er besonders in den drei »Volkspädagogischen Vorträgen« vom Sommer 1919, noch vor der Schulgründung, gegeben. Unter dem Zwang der politischen Rahmenbedingungen ging der Anteil der Arbeiterkinder dann schnell zurück. Heute stehen die Waldorfschulen in Deutschland überwiegend in feineren Wohngebieten und pflegen das Erscheinungsbild eines musisch getönten Gymnasiums. Es war deshalb eine kleine Sensation, als ein mutiges Lehrerkollegium im Herbst 2003, anknüpfend an jahrelange sozialpädagogische Aktivitäten der Freien Hochschule für Anthroposophische Pädagogik, in einem sozialen Notstandsgebiet der Stadt Mannheim eine »Interkulturelle Waldorfschule« begründete, für Kinder, von denen mehr als die Hälfte aus Familien mit Migrationshintergrund kommt. Vor zwei Jahren erschien ein engagierter Praxisbericht über die ersten Erfahrungen mit dieser Schule (Michael Brater, Christiane Hemmer-Schanze, Albert Schmelzer: *Schule ist bunt*, Stuttgart 2007). Inzwischen hat das selbe Autorenteam die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des neuen Projekts vorgelegt, die von der Münchener Gesellschaft für Ausbildungsforschung und Berufsentwicklung (GAB) unter Leitung von Dr. Michael Brater durchgeführt wurde.

Was in der ersten Publikation anschaulich erzählt wurde, erfährt nun in der zweiten eine detaillierte Begründung und Auswertung nach dem neuesten Stand wissenschaftlicher Evaluationstechnik. Man braucht sich aber von den Details der angewandten Befragungsverfahren, den Prozentübersichten, Tabellen und Grafiken, die dabei notwendigerweise auftauchen, nicht abschrecken zu lassen. Wer einigermaßen präzise durchschauen will, vor welchem gesellschaftlichen Hintergrund sich das neue Unternehmen entwickelt, wie es Kindern mit Migrationshintergrund heute in Deutschland geht, welche konkreten Schwierigkeiten sie haben oder welche Lebenschancen, oder wer gar mit dem Gedanken spielt, sich selbst beruflich für eine solche Schule zu engagieren, findet hier eine Fülle handfester Informationen und wird über den neuesten Forschungsstand, über verwandte Initiativen im Staatsschulwesen, über die anstehenden rechtlichen und sozialen Fragen umfassend ins Bild gesetzt. Fast ist so etwas entstanden wie ein Handbuch für Reformbemühungen in der neuen Richtung.

Als zentrale Punkte des Projekts erweisen sich die ausgewogene Zusammensetzung der Schülerschaft, die ganztägige Betreuung, der die rhythmische Struktur des klassischen Waldorf-Lehrplans sehr entgegenkommt, die bewusste Pflege ästhetischer Qualitäten nach dem Ideal der »schönen Schule«, die internationale Zusammensetzung des Lehrerkollegiums (mit 9 von 17 Lehrkräften nichtdeutscher Herkunft). Schwerpunkte der Entwicklungsarbeit liegen in der Elternarbeit und in der behutsamen Pflege wechselseitiger Aufmerksamkeit auf die Eigenart fremder Kulturen, etwa bei der Gestaltung der Feste und Feiern oder mit dem besonderen Fach »Begegnungssprache« oder dem Fach »Orientalische Musik und Bewegung« (zwei Wochenstunden). Der waldorfgemäße Verzicht auf das Sitzenbleiben erleichtert die Integration auch von Kindern, die anderswo als unfähig oder verhaltensgestört ausgesondert werden würden.

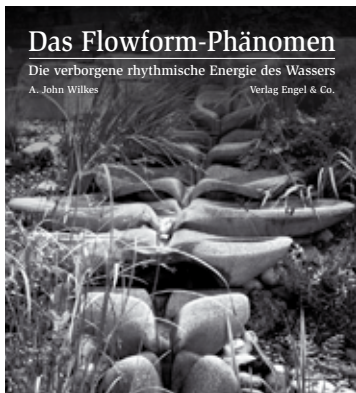
Das erstaunlichste Ergebnis der bisherigen Aufbauarbeit ist wohl der Zuwachs an Kompetenz im Gebrauch der deutschen Sprache, der fast

ganz ohne spezielle Förderung durch Einzel- oder Kleingruppenunterricht bei den meisten Kindern schon im Verlauf von zwei Jahren zu beobachten ist: durch die in der Waldorfschule üblichen ausgedehnten Rezitationsübungen am Morgen, zu Beginn des »Hauptunterrichts«, das entspannte, stille Zuhören beim abschließenden »Erzählteil«, die Praxis der »Zeugnissprüche«, das Üben für die »Monatsfeier« oder an einem Theaterstück. Die sprachlichen Fortschritte der Kinder sind mit der pfiffigen Methode der »Sprachprofilanalyse« nach Wilhelm Grieshaber (Universität Münster) dokumentiert worden (S. 138 ff.). Angesichts der schweren Nachteile, denen Kinder mit Migrationshintergrund heute überall wegen mangelnder Sprachkompetenz ausgesetzt sind, stellt dieses Ergebnis eine Sensation ersten Ranges dar, die breite öffentliche Aufmerksamkeit verdient.

Wer nun aber meint, ein solcher Erfolg werde durch gezielte Förderung von Seiten der staat-

lichen Bildungsverwaltung belohnt, sieht sich getäuscht. Die diskriminierende Regel, dass »Privatschulen« während der ersten drei Jahre nicht einmal die mageren Landeszuschüsse erhalten, die später fließen, galt auch in Mannheim. Geschweige denn, dass im Hinblick auf den deutlichen Innovationsgewinn der mutigen Initiative Fördergelder gezahlt worden wären, wie sie in jedem größeren Wirtschaftsbetrieb selbstverständlich sind. Immerhin zahlt die Stadt Mannheim jetzt einen jährlichen Zuschuss. Angesichts dieses Tatbestandes sind die Berichtersteller viel zu bescheiden, wenn sie zusammenfassend schreiben: »Daher erscheint die Forderung berechtigt, dass zumindest Freie Schulen, die nachweislich eine innovative, sozial-integrative Funktion erfüllen, finanziell in gleicher Weise ausgestattet werden wie vergleichbare staatliche Schulen.« Nicht nur »berechtig« ist diese Forderung; ihre Erfüllung ist längst überfällig.

*Johannes Kiersch*



Wilkes, John

## Das Flowform-Phänomen

Die verborgene rhythmische Energie des Wassers

239 Seiten mit 308 farbigen Abbildungen

Format 21 x 24,5 cm, geb. 36,00 Euro

ISBN 978-3-927118-20-1

Wasser ist nicht nur für das Leben essentiell wichtig, sondern es ist auch für die Kreisläufe und Veränderungen in der Natur entscheidend. John Wilkes zeigt eindringlich, dass Wasser der universelle Empfänger alles dessen ist, was wir dem Wasser zufügen. Aus diesem Grund ist die Weise, wie wir mit dem Wasser umgehen, von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Gesundheit und das Wohl der Erde.

Durch die Arbeit an seiner bemerkenswerten Erfindung, der Flowform, hat John Wilkes unbekannte Geheimnisse der Welt des Wassers entdeckt und gleichzeitig eine Kunstform von großer Schönheit geschaffen. Seine lebenslangen Versuche mit Rhythmus und Wasser, zum ersten Mal in diesem Buch komplett vorgestellt, bieten überraschende Lösungen zeitgemäßer Probleme.

Dieses bahnbrechende Buch ist aufwändig bebildert, um die Schönheit der Flowform und das breite Spektrum ihrer Anwendungen darzustellen.

Verlag Engel & Co · Alexanderstr. 11 · 70184 Stuttgart · [www.buch-engel.com](http://www.buch-engel.com)

Tel.: 0711 24 04 93 · Fax: 0711 23 600 21 · [info@buch-engel.com](mailto:info@buch-engel.com)